**Abonnementspreis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 2.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Insertionspreis**
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Inserate:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 344. **Donnerstag** den 7. Juli 1892. **86. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* Leipzig, 7. Juli.

Unmittelbar nach dem Erscheinen jener groben Ausfälle, mit denen die „Norddeutsche Allgem. Ztg." die Wiener Auslassungen des Fürsten Bismarck beantwortete, gaben wir der Ueberzeugung Ausdruck, daß Graf Caprivi beim Lesen jener Artikel es bereut habe, das frühere Leibblatt seines Vorgängers gegen diesen losgelassen zu haben. Es zeigt sich heute, daß wir den Grafen Caprivi richtig beurtheilt haben. Er verzichtet darauf, in dem Streite mit dem Fürsten Bismarck sich der „Norddeutschen Allgemeinen" zu bedienen und diesem Blatte die Form der Polemik zu überlassen; er thut, was er von vornherein hätte thun sollen: er benutzt zu einer Erklärung, zu der er herausgefordert worden ist, den „Reichs-Anzeiger", der in seinem nichtamtlichen Theile Folgendes enthält:

„Einige Zeitungen fahren fort, Aeußerungen zu bringen, welche durch den Umstand, daß sie auf den Fürsten Bismarck zurückgeführt werden, Interesse erregen, deren sachlicher Werth aber der Regierung keinen Anlaß giebt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Nur folgende Aeußerung der „Hamburger Nachrichten" kann, weil sie geeignet ist, den ersten Beamten des Reichs zu verdächtigen, und weil sie jeder thatsächlichen Begründung entbehrt, nicht ohne Widerlegung bleiben. Dies Blatt sagt in Nr. 158 vom 5. Juli d. J.:

„Es ist ein Irrthum, daß Fürst Bismarck die Vermuthung ausgesprochen habe, Windthorst habe die Kunde von der Candidatur Capriv's aus dem Munde des Kaisers gehabt. Der Fürst hält eher das Umgekehrte für möglich und glaubt, daß Caprivi der Candidat des Centrums weit früher gewesen sei als der des Kaisers, da die antibismarck'schen Beziehungen des jetzigen Reichskanzlers zum Centrum bis in die Zeit der „Reichsglocke" zurückreichen und uns nichts darüber bekannt ist, daß ihre Fortsetzung später unterbrochen worden ist."

Der Reichskanzler General der Infanterie Graf von Caprivi hat bis zu dem Augenblicke, in welchem Seine Majestät der Kaiser ihn zum Reichskanzler ernannte, nie nach einer politischen Wirksamkeit gestrebt und wie Beziehungen — auch nicht antibismarck'sche — zu irgend einer politischen Partei gehabt oder gesucht.

Wenn Fürst Bismarck, der doch schwerlich ohne irgend einen Anhaltepunct die Vermuthung ausgesprochen hat, Graf Caprivi habe seit Jahren in antibismarck'schen Beziehungen gestanden, auf diese Erklärung etwas zu entgegnen hat, so wird er dies in der correctesten Form, also mit seiner Namensunterschrift thun müssen. Hat doch auch er bereits ein Haar in der Art gefunden, wie manche der mit ihm in Verbindung stehenden Blätter seine Sache führen, denn er desavouirt heute in den „Hamb. Nachr." in aller Form die „Westd. Allgem. Ztg.", über die in dem Hamburger Blatte Folgendes zu lesen ist:

„Die Invectiven der officiösen Presse gegen den Fürsten Bismarck nehmen vorzugsweise den Inhalt von Artikeln der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" zur Grundlage, während nach Angabe des Berichtes über das Wiener Interview der Fürst das genannte Blatt nur in der Form der Ablehnung der Mitverantwortlichkeit für die Artikel desselben erwähnt hat. In regelmäßigem Verkehr mit dem Fürsten in Friedrichsruh ist aus geographischen Gründen kaum eine andere der drei in dem Wiener Gespräch genannten Redactionen als die der „Hamburger Nachrichten" in der Möglichkeit. Für die angefochtenen Veröffentlichungen der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" glauben wir aber nicht, daß dem Fürsten Bismarck irgendwelche Verantwortlichkeit auferlegt werden kann."

Da nun Graf Caprivi den rechten Weg der Kampfführung betreten und dadurch zugleich die Drohung der „Nordd. Allgem. Ztg." mit gerichtlichem Einschreiten gegen den Fürsten von sich abgewiesen hat, andererseits auch Fürst Bismarck auf eine unentstellte Wiedergabe seiner Auslassungen Werth legt, so ist die Hoffnung begründet, daß künftig der Streit zwischen den beiden Staatsmännern, sofern er überhaupt weiter geführt werden soll, auf demjenigen Boden geführt werden wird, der beider Männer allein würdig ist. Und ganz zu Ende ist er augenscheinlich noch nicht, da Graf Caprivi in seiner Erklärung es vermieden hat, über die zweifellos auf den Fürsten Bismarck zurückzuführende Behauptung der „Hamburger Nachrichten" sich zu äußern, „man habe am Wiener Hofe infolge von Berliner Einwirkungen die Begegnung mit dem früheren Reichskanzler vermieden." Es scheint fast, als habe der jetzige Reichskanzler auf diese Behauptung nichts zu entgegnen. Und doch ist es gerade der Umstand, daß dem Fürsten nach seiner Meinung von Berlin aus eine Audienz beim Kaiser Franz Josef abgeschnitten worden ist, was den Altreichskanzler mit Erbitterung erfüllt. Das geht deutlich aus einer Auslassung hervor, die sich heute an der Spitze der „Hamb. Nachr." befindet. Sie lautet:

„Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wirft die Frage auf, ob das Benehmen des Fürsten Bismarck wohl patriotisch sei? Wir antworten mit der Gegenfrage, ob es wohl patriotisch war, das Erscheinen eines Mannes von der Stellung und der Vergangenheit des Fürsten in Wien mit Urlaubsbriefen zu begleiten, die seinen Empfang bei einem Monarchen unmöglich machten, mit welchem der Fürst seit vierzig Jahren — 1852 war er zuerst als Gesandter bei ihm accreditirt — in amtlichen und persönlichen Beziehungen gestanden hat, die jederzeit, auch bei politischen Dissensen, von der Gnade des Kaisers Franz Josef und von der Verehrung des Fürsten für denselben getragen waren. Wir sind da überzeugt, daß eine Begegnung des Kaisers Franz Josef mit dem früheren Kanzler für die von letzterem angebahnten freundschaftlichen Beziehungen beider Staaten in keiner Weise nachtheilig, vielleicht sogar förderlich gewesen wäre. Die Mittel, die benutzt worden sind, um dem Kaiser von Oesterreich den ursprünglich von ihm beabsichtigten Empfang des Fürsten Bismarck zu verleiden, machen den Eindruck einer Geringschätzung und Schädigung der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten, die nothwendig als persönliche Kränkung wirken mußte. Daß vom Fürsten Bismarck die Audienz beim Kaiser Franz Josef nachgesucht wurde, war eine ganz unabweisbare Consequenz der vierzigjährigen persönlichen und amtlichen Beziehungen, die zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem früheren Kanzler vorhanden waren. Es wäre von Letzterem eine Unhöflichkeit gewesen, wenn er es unterlassen hätte, sich in Wien zur Audienz zu melden, und wenn er den Wunsch, empfangen zu werden, nicht zum Ausdruck gebracht hätte. Daß er durch Berliner Einflüsse in die Kategorie von Persönlichkeiten verwiesen wurde, die man nicht empfangen kann, fällt in die Analogie der früher üblichen Schubbriefe, mit denen Personen an fremden Orten discreditirt wurden und vor Verkehr mit ihnen gewarnt wurde. Wir können in dem Vorleben des Fürsten Bismarck nichts finden, was eine so beleidigende Classificirung verdient hätte. Wenn sonach die „Conservative Correspondenz" dem Fürsten Bismarck zugeschickt, daß er sich auf seiner Reise in Berlin, in Dresden und anfangs auch in Wien correct und loyal gezeigt habe, alsdann aber von einer „undegreiflichen Wendung" spricht, so wird sie sich nach unseren obigen Angaben das Räthsel selbst lösen können. Wir glauben, daß die Berliner und Dresdner „correcte" Stimmung des Fürsten nicht Stand gehalten hat gegen den Eindruck, den er in Wien von den Berliner Mittheilungen über ihn erhalten hat, und daß er sich durch die Mißachtung der socialen Höflichkeit, an die er sich in seinem Leben gewöhnt hat, auch hinsichtlich von solchen Höflichkeitsrücksichten und nicht von politischen entbunden geglaubt hat. Politisch können wir in dem Interview der „Neuen Freien Presse" wenigstens nichts Neues entdecken und würden aus demselben keine Aenderung der Lage und keinen Anlaß zu publicistischem Zorne gefunden haben, auch wenn der frühere Kanzler sich durch seine Namensunterschrift mit dem Wortlaut der Wiedergabe seiner mündlichen Aeußerungen einverstanden erklärt hätte. Die Form läßt uns allerdings die persönliche Rücksichtnahme vermissen, die wir bei früheren politischen Aeußerungen des Fürsten gewohnt waren. Vielleicht huldigt auch er dem Grundsatz à corsaire corsaire et demi und ist entschlossen, höflich nur gegen höfliche Leute zu bleiben! Die „National-Zeitung" berichtet, daß Fürst Bismarck über die Mittel, durch welche sein Wunsch, eine Audienz beim Kaiser Franz Josef zu erhalten, vereitelt wurde, heftig aufgebracht worden sei. Wir geben das mit der Modification zu, daß das Wort „heftig" zu streichen ist. Vielleicht trifft auch das Epitheton „aufgebracht" nicht auf eine Stimmung zu, in der man sich der Höflichkeitsrücksichten, denen man früher in Folge eigener Erziehung Rechnung getragen hat, durch das Verhalten Anderer entbunden fühlt."

Es geht aus dieser, zweifellos mit mündlichen Aeußerungen des Fürsten sich deckenden Kundgebung deutlich hervor, wie tief der Fürst es empfindet, daß ihm — nach seinen Informationen — von Berlin aus eine Art Steckbrief nach Wien vorausgesendet worden ist, der vor ihm wie vor einer gefährlichen Persönlichkeit warnte. Und wenn Graf Caprivi in die Lage seines Vorgängers sich versetzt, so wird er es begreiflich finden, daß dieser sich vorgenommen hat, „höflich nur gegen höfliche Leute zu bleiben". Wir hoffen, daß der jetzige Kanzler eine Erklärung findet, die von dem Fürsten das Gefühl hinwegnimmt, nach so langen treuen Diensten wie ein gefährlicher Abenteurer behandelt zu werden, dem alle Thüren verschlossen werden müssen, die sich früher so weit vor ihm aufgethan. Sucht und findet Graf Caprivi eine solche Erklärung, so wird nicht nur der Fürst zu den Formen zurückkehren, die er selbst als seine Gepflogenheit bezeichnet, sondern es wird auch von allen wahren Vaterlandsfreunden, die mit tiefem Bedauern und ernster Sorge einen peinlichen Kampf entbrennen sahen, diese Sorge genommen werden.

---

Wie schon an anderer Stelle berichtet worden ist, brachte kürzlich ein polnisches Blatt, angeblich auf Grund neuerlicher Informationen, die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm den Manövern in Galizien anwohnen und den Kaiser Franz Joseph in Lemberg besuchen werde, eine Nachricht, von welcher in Wien nichts bekannt ist. Wir haben Ursache anzunehmen, daß es sich nur um die umgestaltete Wiederhervorhebung der bereits als grundlos bezeichneten Nachricht handle, wonach Kaiser Wilhelm an den Schlußmanövern bei Fünfkirchen theilnehmen werde. Man wird gut thun, über diese, wie auch über alle weiteren, bald diese, bald jene Monarchenzusammenkunft betreffenden Nachrichten, deren Verbreitung neuestens schwunghaft betrieben wird, einfach hinwegzugehen, schon deshalb, weil es nicht zu den Gepflogenheiten gehört, solche Begegnungen, selbst wenn sie geplant sein sollten, was in dem vorliegenden Falle nicht zu sein scheint, schon lange vorher anzukündigen, geschweige denn dies durch solche Blätter zu thun, wie jene sind, die sich in der letzten Zeit die Verbreitung solcher Nachrichten besonders angelegen sein ließen.

---

In Paris fängt man an, wegen der Vorgänge in Dahome etwas ungeduldig zu werden, und man versteht es namentlich nicht, daß die schon so lange angesagten Verstärkungen noch nicht angekommen sind, weshalb der dortige Befehlshaber der französischen Streitkräfte vor der Hand nichts weiter thun konnte, als mit zwei Kanonenbooten einige Dörfer der Dahomiten zu beschießen. Es ist das um so verwunderlicher, als die zu militairischen Operationen geeignete Zeit in einer Woche beginnt und nur bis zum October dauert. Aus den letzten privaten Nachrichten kann man aber schließen, daß der Oberst Dodds kein ganz leichtes Spiel haben wird, denn die dahomenysische Armee ist zahlenmäßig recht stark und es ist auch nicht ein Zeichen von Entmuthigung, daß sie in den letzten Tagen gewagt hat, bis auf 8 km vor Portonovo zu rücken und dort französische Dörfer zu verwüsten. Daß Dodds das mußte geschehen lassen, beweist anderseits, daß er zu jedem wirklich angreifenden Vorgehen zu schwach ist, und die Lage scheint sogar so zu sein, daß er froh sein muß, wenn ihn die Feinde nicht angreifen. Was besonders beunruhigt, ist der Widerspruch zwischen den privaten und den amtlichen Nachrichten. Letztere wissen von dem neuesten Gewaltstreich des Königs Behanzin nichts zu melden, und man schließt daraus, daß die Regierung überhaupt mit der Wahrheit zurückhält. Vielleicht geschieht das mit Rücksicht auf die Kammer. Man möchte eine Anfrage vermeiden und will vielleicht warten, bis sich die Kammer vertagt hat, um erst dann ernstlich vorzugehen. Ein solches Verfahren hat allerdings Vortheile, und es ist sicher, daß die Kammer sich gegen eine gegebene Thatsache nicht auflehnen wird, wenn nämlich alles gut gegangen ist. Geht aber nicht alles glatt — und in Afrika muß man auf alles gefaßt sein —, so kann das Ministerium im Herbst in eine recht unangenehme Lage kommen.

---

Der zweite Wahltag in England war, wie wir schon gestern andeuten konnten, für die Gladstoneaner weniger günstig, als der erste. Die Ergebnisse der an diesem Tage in 62 Wahlbezirken vollzogenen Wahlen lassen erkennen, daß beide Parteien ihre Stellungen hartnäckig vertheidigen; weder die Liberalen noch die Unionisten gewannen wesentliche Fortschritte, ja die ersteren verloren eher an Boden, als sie solchen gewannen. Einen Gewinn von neun Sitzen, das war Alles, was die Gladstoneaner nach zweitägigem Wahlkampf erreicht hatten, ein Resultat, welches, falls die weiteren Wahlen nicht größere Erfolge für die Liberalen bringen, ihnen die gehoffte Majorität im Parlament nicht verschaffen wird. Selbst Gladstone hat es unter solchen Umständen für gut befunden, seine Siegeshoffnungen herabzusetzen, indem er in einer am Dienstag gehaltenen Rede zwar versicherte, der Gewinn von neun Sitzen sei ein befriedigendes Ergebniß, er wolle jedoch die weiteren Ergebnisse abwarten, ehe er mit Zuversicht spreche. Der gestrige dritte Wahltag hat nun inzwischen das Zünglein der Waage wieder etwas mehr nach der Seite der Gladstoneaner schwanken gemacht, da nach einem heute aus London vorliegenden Telegramm die Conservativen bis jetzt 10, die Unionisten 4, die Gladstoneaner aber 29 Sitze gewannen. Danach beträgt der Reingewinn dieser Partei an Parlamentssitzen, die sie in den bisherigen Wahlen errungen haben, 15, indessen auch dieses Resultat ist noch kein solches, welches Gladstone den endgiltigen Sieg und damit den Wiedereintritt in die Regierung verbürgt, und es wird der fernere Verlauf der Wahlen abgewartet werden müssen, ehe auf den definitiven Ausgang des Kampfes geschlossen werden kann. Das oben angeführte Telegramm lautet:

**Bis jetzt sind 121 Conservative, 19 Unionisten und 97 Gladstoneaner gewählt. Die Conservativen haben 10, die Unionisten 4 und die Gladstoneaner 29 Sitze gewonnen. Der Staatssecretair des Innern Matthew und der Führer der liberalen Unionisten Chamberlain sind Beide in Deeningham gewählt worden. Ersterer mit einer Mehrheit von 2209, Letzterer mit einer Mehrheit von 4417 Stimmen. Der Unionist Arnold Forster siegte in Belfast über den Antiparnellites Sexton, einen der Führer der irländischen Unionisten. In Finsbury (London) wurde der Indier Naoranji (liberal) mit einer Mehrheit von 3 Stimmen gewählt.**

---

In Sofia dauert die Verhandlung des Processes Beltschew fort. Man nimmt an, daß der Proceß noch eine Woche dauern wird. Das Interessantste in dem bisher gepflogenen Zeugenverhör waren die Aussagen Milarow's und Popow's. Aus ihnen geht beweiskräftig hervor, daß sich nicht nur, wie bereits im Leitartikel der Morgennummer hervorgehoben wurde, das slawische Wohlthätigkeits-Comité in Petersburg durch Geldsendungen und Rathschläge an dem Complote zur Ermordung des Fürsten Ferdinand betheiligte, sondern daß auch der frühere Gesandte Rußlands in Bukarest, Geheimrath Hitrowo, direct fördernd eingriff. Milarow gesteht unumwunden ein, von ihm Geld für seine Zeitung „Neunter August" erhalten zu haben; die Tendenz der Zeitung war, den Umsturz in Bulgarien herbeizuführen. Das von Milarow als echt anerkannte Tagebuch verzeichnet sogar, der Kaiser von Rußland habe sich zu Jankow einmal folgendermaßen geäußert: „Ich weiß, daß die Bulgaren mich lieben; die Angelegenheiten Bulgariens werden sich ungünstig gestalten und der Coburger wird Bulgarien verlassen." Weiter heißt es in diesem Tagebuch,

---

## Feuilleton.

### Der Letzte seines Stammes.

6] Licht- und Schattenbilder von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Wie ein Kind schmeichelnd und bittend sagte er:

Gut, Fräulein Mimie, Sie haben vollständig Recht. Ich weiß nicht, wovon die Rede war, aber ich fühle, daß Sie Recht haben müssen. Wie sollten Sie nicht! Aber Sie müssen mir nun auch einen Gefallen thun. Wollen Sie?

Aber ich muß doch erst wissen, was Sie von mir wünschen, sagte die junge Dame lächelnd.

Oh, eine Kleinigkeit, eine ganze Kleinigkeit. — Wollen Sie?

Aber, Herr Gernot, ich kann doch nicht Ja sagen, wenn ich nicht weiß, um was sich's handelt! Gott weiß, wie gern ich Ihnen einen Gefallen thue, aber die Herren Künstler haben manchmal so sonderbare Ansichten und Wünsche.

Gut, Fräulein Mimie, fuhr Herr Gernot etwas leiser und vertraulicher fort, Sie sollen Alles wissen, ich brauche für mein Römerbild, meine erste große Arbeit, eine Virginia, die von ihrem Vater erstochen wird, — weil — weil —

Ums Himmels willen! Soll ich mich etwa Ihnen zu Liebe erstechen lassen?

Nein, Sie sollen die Generosität haben, Fräulein Marius, mir eine oder zwei Stunden, vielleicht auch einige Stunden mehr von Ihrer Zeit zu schenken, damit ich eine Skizze von Ihnen nehmen kann.

Entsetzt blieb Fräulein Marius stehen.

Oh, Herr Gernot, Sie nehmen mich für ein Modell! Sie sind sehr gütig! Ich danke Ihnen schön für diese Zumuthung.

Natürlich, da haben wir's! fuhr der Maler hitzig auf, immer und immer wieder dieselben Dummheiten.

Erlauben Sie, wenn ich die Gebote der Sitte und des Anstandes nicht so bezeichnen möchte, wie Sie es thun.

Herr Gernot wurde immer aufgebrachter.

Ei, lassen Sie mich doch in Ruhe, gnädiges Fräulein, mit Ihren Begriffen, wie sie vielleicht in der höheren Töchterschule gang und gäbe sind, die aber vor jedem verständigen Menschen in einen Unsinn zusammenfallen. Sie halten mir lange Vorträge und machen mir wohlmeinende Vorwürfe, daß ich meine Talente nicht verwerthe und bethätige, und bei der ersten Gefälligkeit, die Sie mir als eine Hilfeleistung erweisen sollen, rümpfen Sie in tiefer Prüderie die Nase und sagen: Aber Herr Gernot!

Fräulein Marius hatte allerdings eben diese Worte auf den Lippen, aber sie unterdrückte sie, als sie sich so von Herrn Gernot copirt sah. Sie war erstaunt über die Entrüstung, die ihre Weigerung, die an sich doch sehr verständlich war, bei dem Maler hervorrief.

Mein Gott, man sollte meinen, ich hätte ein Verbrechen begangen, sagte sie.

Das haben Sie auch. Ihre Weigerung ist eine Mißachtung nicht nur der Kunst, sondern auch des Künstlers, die nur dadurch zu entschuldigen ist, daß unsere öffentlichen Begriffe in Bezug auf Kunst und Kunsturtheil stumpf sind. Ich will Ihnen eine allgemeine Sünde nicht besonders aufbürden, die Zeit aber, die dem Künstler verständnißlos und prüde entgegentritt, hat kein Recht, ihm Unlust zur Arbeit, Leistungsunfähigkeit und Vernachlässigung der pädagogischen Zwecke der Kunst vorzuwerfen. O heiliger Zeuxis — wissen Sie, wer Zeuxis war, mein Fräulein? O, Sie brauchen nicht zu erröthen, in unserer Zeit weiß Mancher nicht, wer Zeuxis war. Zeuxis hatte sich vorgenommen, die schöne Helena zu malen. Was meinen Sie wohl, wie er zu seinen Modellen kam? Der Senat von Kroton bestimmte, daß er das Recht haben solle, sich fünf der schönsten Mädchen in der Stadt auszusuchen, damit sein Werk zur Zierde der Menschen gereiche. Und diese Mädchen, die Zeuxis wählte, errötheten darüber nicht, machten keine Redensarten von Sitte und Anstand, sondern sie waren stolz auf ihre Wahl. Sie hatten allerdings auch den Vortheil, daß in Kroton keine höhere Töchterschule war. Waren die Griechen deshalb unsittlich oder roh? Nein, aber sie hatten eine hochentwickelte Kunst, wie wir sie nie haben werden.

Der Maler war aufgeregter, als sich mit den Convenienzen eines Salons vertrug. Junge Herrchen, die wohl schon ohnehin einen Groll auf Herrn Gernot haben mochten, weil sich die Tochter des Hauses mehr als gerade nöthig mit ihm beschäftigte, standen mit gespreizten Beinen herum und lachten blasirt. Fräulein Marius schien nur ein wenig bleicher zu sein, als sie sonst war, schaute aber mit freudigen, stolzen Blicken auf Herrn Gernot hinüber, der ihr zu ihrer großen Ueberraschung noch nie so sehr als ganzer Mann erschienen war, als gerade heute. Sie hätte nie geglaubt, daß er Jemand mit so großer Entschiedenheit und Bravour abkanzeln könne, als ihr das soeben widerfahren war.

Verzeihen Sie, fuhr Herr Gernot, sich plötzlich etwas beruhigend, aber mit einer um so strengeren Kälte fort, verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen in der Aufregung vielleicht weh gethan habe, oder aus der gedeckten Stellung des guten Tons etwas herausgefallen bin. Es war nicht meine Absicht, und ich bitte um Entschuldigung. Andererseits will ich gern glauben, daß Sie nicht die Absicht gehabt haben, mich mit Ihrer Weigerung zu beleidigen. Wenn Sie aber wieder in eine ähnliche Lage kommen, so denken Sie daran, daß man das Handwerk und die Person des Künstlers nicht schlimmer beleidigen und herabsetzen kann, als durch Mißtrauen und hochmüthige Prüderie.

Damit verbeugte sich Herr Gernot vor der Tochter des Hauses ceremoniell und höflich und ging rasch davon.

Das hatte Fräulein Marius nicht erwartet. Hatte sie ihn wirklich beleidigt? Konnte, durfte er sich von ihr beleidigt fühlen? Hatte sie nicht durchaus correct gehandelt? Er hatte ja natürlich Recht. Fräulein Mimie zweifelte daran keinen Augenblick. Aber konnte sie nicht trotzdem auch ihren kleinen Standpunct für sich behalten? Warum hatte er nicht wenigstens eine Erweiterung, eine Erläuterung, eine — Entschuldigung abgewartet? Die Sache war gar nicht so schlimm, und wenn sie sich's recht überlegte, so hatte sie ja schließlich auch wohl einige Stunden — Tage — Wochen für ihn frei. Was war denn auch weiter dabei? Wer wollte es ihr wehren? Wer hatte Recht — — —

Weshalb so verblüfft, meine Gnädigste? hörte sie plötzlich die Stimme des Grafen Coda neben sich. Künstler sind immer und werden immer das enfant terrible der Gesellschaft sein, man muß sich nicht allzu sehr darüber aufregen. Manchmal klingt es auch recht hübsch, was sie sagen, aber man muß sich davon nicht verführen lassen, man muß nicht vergessen, daß sie doch eigentlich immer nur in eigener Sache, also egoistisch sprechen. Wenn der Bäcker oder der Fleischer sagt: Meine Waare muß einen Pfennig mehr kosten, so sagen wir ihm einfach: Lieber Freund, du hast gut reden, im Uebrigen bleibt die Sache beim Alten. Sagt uns aber ein Künstler, die Kunst genieße nicht die erforderliche Achtung, so ist man unwillkürlich geneigt, an seine Brust zu schlagen und sich schuldig zu bekennen — ohne Ursache. Er spricht genau so in eigener Angelegenheit wie der Bäcker und der Fleischer. Die Kunst ist genau das, was die Menschen aus ihr machen, ebenso gut wie die Dreiersemmel eben nur drei Pfennige kostet.

Diese Vergleiche, Herr Graf! Doch lassen wir das, ich fühle mich in der That etwas abgespannt. Würden Sie die Güte haben, mich heraus zu meiner Mama zu führen?

Ein aufmerksamer, prüfender Blick des Grafen Coda glitt über die feine Gestalt des jungen Mädchens hin. Es schien, als ob er ergründen wolle, in welcher Beziehung der Maler zu der Abgespanntheit des Fräuleins Marius stehe.

Sie sehen in der That etwas blässer aus, meine Gnädigste. Sie müssen sich schonen und vor allen Dingen — — wie soll ich sagen — keine Theateraufregung für eine wirkliche Aufregung nehmen. Darf ich bitten?

III.

Frau Geheimräthin Marius saß mit Herrn Justizrath Markwaldt anscheinend im intimen Gespräch in einer Fensternische des großen Salons.

Sie werden vielleicht glauben, Herr Justizrath, sagte sie, daß es lächerliche Titelsucht, Stolz oder Unbehaglichkeit in meiner jetzigen gesellschaftlichen Situation ist, was mich Ihren Plänen so günstig stimmt — —

Aber gnädigste Frau Geheimräthin —

Bitte, Herr Justizrath, lassen Sie mich ruhig und klar die Sache auseinandersetzen. Ich bin eine verständige Frau und wenn es sich um das Glück meines einzigen Kindes handelt, so werden Sie mir wohl glauben, daß ich mich den Erörterungen nicht in oberflächlicher, voreingenommener oder gar eitler